
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 95. Bromberg, den 20. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es naht einmal eine Zeit in dem Leben eines jeden Jungen von echtem Schrot und Korn, wo er ein rasendes Verlangen empfindet, nach verborgenen Schätzen zu graben. Dies Verlangen nun überfiel eines Tages unsern Tom mit Allgewalt. Er wollte sich gleich mit Joe Harper in Verbindung setzen; dieser war jedoch nicht zu finden. Dann schaute er sich nach Ben Rogers um, und der war Fischen gegangen. Zufällig stieß er auf Huck Finn, den „Rot-Händigen", und in Ermangelung der andern war ihm dieser auch recht. Tom zog ihn beiseite an einen geheimen Ort und teilte ihm im Vertrauen den Plan mit. Huck war einverstanden. Huck war immer bereit, die Hand zu irgendeinem Unternehmen zu bieten, welches Vergnügen versprach und kein Kapital erforderte, denn er hatte einen Überfluß von der Zeit, die kein Geld ist.

„Wo sollen wir graben?" fragte Huck.

„Na, so 'n bißchen überall."

„Was? gibt's denn überall 'nen Schatz?"

„Wie du nur so fragen magst! Die sind immer nur an ganz besonderen Plätzen. 'Mal auf 'ner Insel, dann in 'ner alten verfaulten Kiste, die unter einem alten vermoderten Baumstamm verscharrt ist, grad da, wo der Schatten um Mitternacht hinfällt; gewöhnlich aber steckt der Schatz unter'm Boden eines Hauses, in dem's spukt."

„Wer steckt 'n denn da hin?"

„Wer? Ei Räuber natürlich, wer denn sonst? Etwa 'n Vikar, der die Sonntagsschule hält, was?"

„Was weiß ich? Das weiß ich aber gewiß, ich würd' den Schatz nicht irgendwo vergraben, wenn er mein wär, sondern nehmen und ausgeben und lustig damit leben."

„Ich auch. Räuber aber machen's anders, die vergraben ihn immer und lassen ihn liegen."

„Und gucken gar nie 'mal danach?"

„Nee. Sie wollen wohl, aber dann haben sie die Zeichen vergessen, oder sterben gewöhnlich. Na, auf jeden Fall liegt der Schatz da 'ne Ewigkeit und wird rostig. Und dann nach einiger Zeit entdeckt 'mal einer ein altes, gelbes Papier, auf dem steht, wie man die Zeichen finden kann, ein Papier, an dem man 'ne Woche lang und länger 'rum buchstabieren und entziffern muß, denn 's steht nichts weiter drauf, als geheimnisvolle Krakelfüße und Hieroglyphen."

„Hiero — was?"

„Hieroglyphen — Bilder und Gekritzel und solches Zeug, von dem man meint, es habe gar keinen Sinn."

„Hast du denn so 'n Papier, Tom?"

„Nee."

„Na, und wo willst du denn da die Zeichen finden?"

„Zeichen? Ich brauch' keine Zeichen. Ich weiß ja genau, daß der Schatz immer unter 'nem Spukhaus, oder auf 'ner Insel, oder unter 'nem alten toten Baum liegt, der noch einen abgestorbenen Ast in die Höhe streckt. Na, wir haben ja die Jackson-Insel schon mal 'n bißchen abgesucht, dort können wir's noch mal probieren. Dann haben wir ja das alte, verfallene Spuknest, droben am Stillhausbach, und Haufen von alten abgestorbenen Bäumen überall. — Haufen, sag' ich dir!"

„Na, und unter allen liegt einer vergraben?"

„Unsinn! Du fragst, wie du's verstehst. Natürlich nicht."

„Wie willst du dann aber wissen, welches der rechte ist?"

„Ei, wir probieren's eben überall."

„Herrgott, Tom, da geht ja der ganze Sommer drauf."

„Das wohl! Gelt, wenn du dann aber 'nen alten Topf mit hundert blitzeblanken Dollars drin kriegst, oder 'ne Kiste voll Diamanten, dann wärst du nicht böse?"

Hucks Augen glühten.

„Das — das wär 'n Fressen für mich; das Geld genügte mir, die Diamanten ließ' ich dir!"

„Schon recht. Ich werf' sie nicht weg, sag' ich dir, Dummkopf! Ei, einer davon ist oft mehr wert, als zwanzig Dollars, 's gibt keinen, der nicht zum wenigsten sechzig, siebzig Cents oder 'nen Dollar gilt."

„Nee! Wahrhaftig?"

„Na, das kann dir 'n Wickelkind sagen! Hast du denn nie 'mal einen gesehen, Huck?"

„Nee. Nicht daß ich wüßte!"

„O, Könige haben ganze Haufen davon."

„Na, ich kenn' aber keine Könige, Tom."

„Glaub's wohl! Nee, wenn du 'mal nach Europa gingst, könntst du sie in Scharen 'rumhopsen sehen."

„Hopsen die denn?"

„Hopsen? — Bist wohl verrückt? Nein, hopsen tun sie nicht."

„Na, was sagst du's denn?"

„Däsbartel! Ich wollt' ja nur sagen, dann könntest du sie sehen, — nicht hopsen, natürlich, — weshalb sollten sie denn hopsen? Ich meinte nur, so im allgemeinen würdest du 'ne Menge davon sehen, überall 'rum. Zum Beispiel den alten, buckeligen Richard."

„Richard — wie heißt er weiter?"

„Ei, Richard bloß, hat keinen anderen Namen. Könige haben nur einen Rufnamen."

„Wahrhaftig?"

„Weiß Gott, sie haben nur einen."

„Na, wenn's ihnen recht ist, Tom, mir kann's eins sein. Ich möcht' aber kein König sein und nur so einen lumpigen Namen haben, grad' wie 'n elender Nigger. Aber sag' mal, wo wollen wir denn zuerst graben?"

„Weiß selber nicht. Wie wär's, wenn wir uns 'mal zuerst an den alten Baum machten, da drüben auf dem Hügel über'm Stillhausbach?"

„Mir recht!"

So verschafften sie sich denn eine alte, ausgediente Hacke und Schaufel und machten sich auf ihren Marsch von drei Meilen. Heiß und außer Atem kamen sie an und warfen sich zum Ausruhen in den Schatten einer benachbarten Ulme, holten ihre Pfeifen hervor und dampften wacker drauf los.

„So mag ich's", sagte Tom.

„Ich auch."

„Sag' mal, Huck, wenn wir hier 'nen Schatz finden, was willst du dann mit deinem Teil anfangen?"

„Ich? Ei, ich eß' jeden Tag Kuchen und Pasteten, und trink Wein und Sodawasser dazu. Und dann geh ich in jeden Zirkus, der kommt und — na, ich will mir schon ein vergnügtes Leben machen!"

„Und sparen willst du dir gar nichts?"

„Sparen? Zu was?"

„Ei, um später 'was zum Leben zu haben."

„Würd' mir nichts helfen, Tom. Mein Alter kommt gewiß 'mal wieder zum Vorschein, und wenn ich's nicht vorher tät, hätt' der bald genug mit allem aufgeräumt, darauf

wett' ich. Was willst du denn mit deinem Teil anfangen, Tom?"

„Ich? ich kauf' mir erst 'mal eine neue Trommel und ein richtiges Schwert und eine rote Krawatte und 'ne junge Bulldogge und dann — dann verheirat' ich mich."

„Verheiratst dich?"

„Ja wohl."

„Tom, du — bist wohl übergeschnappt?"

„Wart' nur — dann sollst du's erleben."

„Na, Tom, das ist einfach das Dümmste, was du tun kannst. Nimm nur 'mal meinen Alten und meine Mutter an. Nichts als Keilerei! Die haben immerzu aufeinander losgedroschen, das weiß ich noch ganz gut."

„Das will gar nichts sagen. Das Mädchen, das ich heirat', prügelt sich nicht herum."

„Tom, glaub's nicht, die sind alle gleich. Das Zuhauen versteht 'ne jede. Überleg' dir's noch ein Weilchen, sag' ich dir — überleg' dir's. Wie heißt denn das Mädel?"

„'s ist kein Mädel — es ist ein Mädchen."

„Na, das kommt auf eins heraus. Mädel oder Mädchen, 's ist ganz dasselbe, gehupft wie gesprungen! Na also, wie heißt sie, Tom?"

„Will dir's vielleicht später 'mal sagen. Jetzt nicht."

„Mir auch recht. Nur werd' ich, wenn du dich verheiratst, noch viel alleiner sein als je."

„Nein, das sollst du nicht. Du kommst und wohnst bei mir. Na, jetzt laß uns aber vorwärts machen und an die Arbeit gehen."

Eine halbe Stunde lang gruben und schwitzten sie. Kein Erfolg. Noch eine halbe Stunde der Mühe und des Schweißes. Derselbe Erfolg. Jetzt sagte Huck:

„Liegt so 'n Schatz immer so tief drunten?"

„Manchmal, — nicht immer. Gewöhnlich nicht. Wir haben eben vermutlich nicht den richtigen Platz getroffen."

Sie wählten eine andere Stelle und fingen von neuem an. Etwas weniger rasch als im Anfang ging die Arbeit von statten, doch machten sie Fortschritte. Stillschweigend mühten sie sich eine Weile ab. Schließlich stützte sich Huck auf seine Schaufel, wischte sich mit seinem Ärmel die Schweißtropfen von der Stirn und fragte:

„Wo gehen wir nachher hin, wenn wir hier fertig sind?"

„Ei, an den alten Baum, denk' ich, der dort auf dem Cardiff-Hügel hinter dem Haus der Witwe Douglas steht."

„Einverstanden! Wird uns aber die Witwe den Schatz nicht wegnehmen? Der Baum steht doch auf ihrem Boden."

„Die uns wegnehmen? Soll's mal probieren! Wer so 'nen Schatz findet, dem gehört er auch. 's kommt gar nicht drauf an, wo er gefunden wird."

Das lautete beruhigend. Die Arbeit schritt vor. Endlich sagte Huck:

„Hol's der Geier! 's muß wieder der falsche Platz sein. Was meinst du?"

„Sonderbar ist's, Huck, ich versteh's nicht recht. Manchmal steckt Hexerei dahinter. Vielleicht ist's jetzt auch hier so."

„Dummes Zeug! Hexen haben am Tage keine Macht."

„Wahr ist's, daran hab ich nicht gedacht. Ach, jetzt weiß ich, was schuld ist! Was wir für einfältige Narren sind! Man muß ja doch erst wissen, wo der Schatten des Baumes um Mitternacht hinfällt, und da liegt der Schatz."

„Na, dann hol's der Teufel! Dann ist ja die ganze Graberei umsonst gewesen. Hol's der Henker, alles mit'nander, müssen also in der Nacht den scheußlich weiten Weg noch einmal machen! Kannst du los kommen?"

„Freilich kann ich. Heut' Nacht muß es jedenfalls sein, denn wenn einer kommt, und sieht die Wühlerei und die Löcher, dann weiß er gleich was los ist, macht sich selber dahinter und schnappt uns am Ende die Bescherung vor der Nase weg."

„Gut also. Ich werd' diese Nacht kommen und miauen."

„Schön. Komm her, wir verstecken unsere Hacke und Schaufel im Gebüsch." —

Zur festgesetzten Zeit waren denn auch die Jungen in der Nacht an Ort und Stelle. Wartend saßen sie im Schatten. Es war ein einsamer Ort und eine von Alters her feierliche Stunde. Geister flüsterten im raschelnden Laube, Gespenster lauerten in dunkeln Ecken und Winkeln, das dumpfe, tiefe Gebell eines Hundes erscholl aus der Ferne, dem eine Eule mit hohler Grabesstimme antwortete. Diese ahnungsvolle Feierlichkeit der Stunde lastete auf den beiden Jungen, sie sprachen wenig. Nach einer Weile, als sie dachten nun müsse Mitternacht da sein, machten sie einen Strich, wo der Mondschein den Schatten des Baumes hinwarf, und begannen zu graben. Ihre Hoffnungen stiegen. Das Interesse wuchs, und der Fleiß hielt ehrlich Schritt. Das Loch wurde tiefer und tiefer, aber jedesmal, wenn sie die Hacke auf etwas Festes aufklingen hörten, und ihnen das Herz voll freudiger Hoffnung laut klopfte, war's nichts als erneute Enttäuschung. Ein Stein war's gewesen, oder ein alter Holzknüppel! Endlich sagte Tom:

„Es nutzt nichts, Huck, 's ist wieder der falsche Platz."

„'s kann nicht sein, Tom, wir haben ja den Schatten aufs Haar abgezirkelt."

„Weiß ich. Aber da ist noch was anderes."

„Was denn?"

„Ja sieh'. Wir haben doch die Zeit nur so ungefähr erraten. Am Ende war's zu spät oder zu früh."

Huck ließ die Schaufel sinken.

„Das ist's, weiß Gott!" sagte er. „Da liegt der Hund begraben! Ich meine, wir lassen die Sache bleiben. Wie sollen wir je die richtige Zeit herausfinden, und außerdem — 's ist so gruselig hier um die Zeit in der Nacht mit all den Geistern und Gespenstern, die nur so in der Luft herum flattern. Ich mein' immerzu, 's stünd' einer hinter mir, aber ich fürcht' mich herumzuschauen, weil ja auch einer vor mir sein könnt, der nur auf die Gelegenheit wartet, bis ich den Kopf dreh'. Seit ich hier bin, läuft's mir fortwährend eiskalt über den Rücken!"

„Mir geht's beinah' ebenso, Huck. Weißt du, meistens liegt auch bei so 'nem Schatz irgendein toter Mensch vergraben, der Wache halten soll."

„Herr, du mein Gott!"

„Ja, so ist's, das hab' ich oft gehört."

„Tom, ich befaß' mich nicht gern mit den Toten. Die machen einem immer nur Ungelegenheiten."

„Ich hab' auch keine Lust, sie aufzuwecken. Denk' mal, wenn der hier plötzlich seinen Schädel 'raus streckte und was sagen wollte."

„Tom, Tom, hör' auf. 's ist schauerlich!"

„Das ist's, Huck. Mir ist auch kein bißchen wohl dabei, sag' ich dir."

„Komm, Tom, wir stecken's auf und graben 'mal wo anders."

„Gut, 's ist am End' besser."

Tom dachte ein Weilchen nach und sagte dann:

„Im Gespensterhaus. Das ist der richt'ge Ort!"

„Hol's der Geier. Ich mag keine Häuser, in denen's spukt, Tom. Weiß Gott, Gespenster sind fast schlimmer wie tote Menschen. Die mögen meinethalben 'mal plötzlich, ohne daß man dran denkt, den Mund auftun und einen erschrecken, aber die kriechen doch nicht herum in ihren Leichentüchern wie die Gespenster, und sehen einem plötzlich über die Schulter, wenn man gar nicht an sie denkt, und klappern mit den Zähnen und Beinern. Das könnt' ich nicht aushalten, Tom, — kein Mensch könnt' so was."

„Ja, aber, Huck, Gespenster spuken doch nur in der Nacht. Am Tag werden sie uns dort am Graben nicht hindern."

„Das ist wohl wahr. Aber du weißt selber, daß keiner hier gern dem Gespensterhaus nah' geht, bei Tag nicht und nicht bei Nacht!"

„Na, das ist doch auch nur, weil 'mal einer da ermordet worden ist. Aber gesehen hat man nie 'was Unheimliches in der Nacht um das Haus herum, höchstens 'mal 'n blaues Licht am Fenster vorbeihuschen, — keine richtigen Gespenster."

„Na, wo du aber so 'n blaues Flämmchen siehst, Tom, kannst du Gift drauf nehmen, daß 'n Geist dicht dahinter ist. Das ist doch so klar wie was! Denn wer anders als Geister braucht so'n Licht?"

„Das kann sein. Aber auf keinen Fall kommen sie bei Tag heraus. Also brauchen wir uns gar nicht zu fürchten."

„Gut, mir soll's recht sein. Wir wollen das Gespensterhaus vornehmen. Aber — aber ich glaub' riskiert ist's doch!"

Unter diesem Geplauder waren sie am Fuß des Hügels angelangt. Dort, inmitten des mondbeglänzten Tales, stand das „Gespensterhaus", gänzlich vereinsamt, mit längst verfallener Umzäunung. Üppig rankendes Unkraut überzog Treppenstufen und Türschwellen, der Schornstein war in Trümmer zerfallen; leer starrten die Fensterhöhlen, ein Teil des Daches war eingesunken. Eine Weile blickten die Jungen unverwandt auf den gespenstischen Ort, immer halb in Erwartung, die blauen Flämmchen hinter den Fenstern vorbeihuschen zu sehen. Sie sprachen im Flüstertone, wie es zu Zeit und Umständen paßte. Dann rissen sie sich los von der unheimlichen Stätte, die sie in weitem Bogen umkreisten, und schlugen sich heimwärts durch die Wälder, welche die Rückseite des Cardiff-Hügels mit ihrem Grün schmückten.

(Fortsetzung folgt.)

Die zerbrochene Schale.

Skizze von Margarete Heilmann.

(Nachdruck verboten.)

Ellen Oesterly deckte den Kaffeetisch auf der Veranda. Sie stellte den frisch gebackenen Napfkuchen in die Mitte zwischen Sahntopf und Zuckerdose, ordnete Tassen und Teller. Dann klopfte sie an das Fenster vom Arbeitszimmer. „Bitte, Papa, komm."

Nach einigen Minuten klopfte sie wieder. Endlich kam der Professor.

„Es ist merkwürdig, daß ihr Frauenzimmer stets die Mahlzeiten dann einrichtet, wenn man im besten Zuge ist beim Arbeiten. Darin bist du genau wie deine selige Mutter."

„Ja, wenn du noch nicht trinken willst . . ."

Der alte Herr setzte sich. „Natürlich will ich. Gestört hast du mich nun mal. Also — gieß ein." Er schob die Kristallschale mit dem duftenden Goldlack beiseite und nahm eine dicke Scheibe vom Kuchen.

Ein Wagen mit Ziegeln fuhr rasselnd vorbei, Staubwolken aufwirbelnd.

„Pfui Teufel! Das nennt man frische Luft! Nichts als Ziegelwagen und auf dem Neubau drüben lärmende Arbeiter."

„Aber, Papa, sieh doch mal, wie schön der Goldlack hier ist. Aus unserem Garten!"

„Teurer Goldlack!" stöhnte der neugebackene Villenbesitzer. „Auf dem Potsdamer Platz wäre es billiger gewesen. Mich kostet es einen Umzug, Baukostenzuschuß, sechs lädierte Stühle, einen kaputen Spiegel . . ."

„Und die vier Jungens, die in der Stadtwohnung über uns trampelten, hast du die ganz vergessen? Und den Lehrer, der neben uns Gesangstunden gab? Und die Hühner vom Portier?"

„Paradiesische Zustände gegen die Unruhe hier! Jetzt beginnen sie auch noch das Nebenhaus abzubrechen. Einfach infam. Aber sieh mal, dort steht ja Richard Böhm und spricht mit den Arbeitern. Der will gewiß zu uns. Richtig, da winkt er schon."

Ellen drückte an dem Knopf, der die Eingangstür öffnen sollte.

„Scheint noch nicht zu funktionieren," sagte sie, stand schnell auf und öffnete dem Gast selbst. „Vorsicht," flüsterte sie Richard zu, „Papa ist schlechter Laune."

Der Professor erhob sich, um seinen jungen Freund zu begrüßen. „Guten Tag, Herr Böhm. Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit uns? Es ist mir sehr lieb, daß Sie kommen. Sie als Architekt können mir einen Tip geben."

„Der Kuchen sieht ja wieder delikat aus. Gewiß ein Werk von Ihnen, Fräulein Ellen." Böhm blickte zärtlich zu ihr und benützte die Gelegenheit, um ihr die Hand zu küssen.

„Ja, Kuchen backen kann sie. Aber sonst . . ." Der alte Herr zuckte die Achseln mit der Nachsicht, die er hin und wieder dem schwächeren Geschlecht zeigte.

„Vielleicht können Sie sich mit Papa besser einigen als ich." Ellen guckte mit ihren lachenden blauen Augen den Gast pfiffig an.

„Sie haben doch die Bescherung nebenan gesehen?" fragte der Professor. „Was sagen Sie dazu?"

„Das Haus wird abgerissen."

„Stimmt, Herr Böhm. Aber ich spreche hier von mir und meinen Bedürfnissen nach Ruhe. Deshalb bin ich hier herausgezogen."

„Ach so."

„Na, begreifen Sie denn nicht?" Der Professor klopfte nervös mit dem Löffel auf seine Untertasse. „Sie denken wohl, ich habe den Umzug gemacht, um von früh um sechs an hier in einer Tour hämmern zu hören?"

„Das nicht."

„Sie scheinen nicht viel Interesse für mich zu haben."

„Sehr viel, Herr Professor. Ich war wirklich froh, daß Sie hierherzogen. Denn dadurch werde ich Sie oft sehen. Ich habe nämlich die Pläne für den Neubau nebenan ausgearbeitet. Die Leitung ist mir übertragen worden."

„Sie? Hinter meinem Rücken haben Sie . . . was fällt Ihnen denn ein?"

„Papa! Das war ja längst abgemacht, als wir vor einem halben Jahr das Haus kauften."

„So! Und du läßt mich ruhig herziehen und wußtest ganz genau . . ."

„Aber es kann doch überall gebaut werden. Auch wenn du wo anders . . ."

„Und warum haben Sie mir's verschwiegen, Herr Böhm?" Der Professor war aufgestanden, ging eine Weile auf und ab und blieb dann vor seinem Gast stehen.

Böhm sah verlegen vor sich hin und kratzte mit dem Löffel die Kuchenkrümel zusammen. „Ich dachte nicht, daß es Sie aufregen würde. Fräulein Ellen und ich — wir freuten uns so . . ."

„Also an mich und an meine Arbeiten hat kein Mensch gedacht. Na, dann bin ich ja überflüssig." Er knallte die Tür zu, schloß geräuschvoll die Fenster und ließ die beiden allein.

Natürlich war von Arbeiten jetzt keine Rede mehr. Er nahm die Zeitung vor, blätterte darin eine Weile, als er plötzlich einen Krach an der Wand des Nebenzimmers vernahm. Irgend etwas fiel auf den Fußboden.

Er erhob sich rasch und riß die Tür auf. Ellen kniete auf der Erde; sie las Scherben auf.

„Wozu wischst du eigentlich da oben Staub, wenn ich fragen darf?"

„Du weißt doch, Papa, daß wir einen Vakuum haben", entgegnete beleidigt die Haustochter. „Folglich wische ich nicht Staub."

„Also ist die Schale von selber vom Brett gefallen? Kenn ich! Kenn ich! Bei uns fallen alle Sachen, ohne daß man sie angerührt hat."

Ellen stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf. „Nicht von selber. Irgendein Schornstein oder sonst was Schweres ist vom Abbruch an die Wand hier gefallen. Du mußt doch den Krach gehört haben. Dadurch hat sich das Brett gelockert. Übrigens hatte die Schale schon einen Sprung."

„Bei uns haben alle Sachen einen Sprung. Selbstverständlich! Aber wenn wirklich von drüben was an unsere Wand geschleudert worden ist, so muß mir natürlich Schadenersatz geleistet werden. Wo ist denn Böhm? Hier oder wieder nebenan?"

Ellen begann zu weinen. „Du hast ihn ja beinah rausgeworfen, Papa. Wenn er wieder kommen soll, wirst du ihm wohl schreiben müssen. Und wer weiß, ob er nach deiner Behandlung . . ."

„Gut. Ich werde ihm schreiben. Er kennt ja unsere Sachen und kann die Schale taxieren."

Der Professor schickte das Dienstmädchen nach dem Nachbargrundstück, ohne zu ahnen, daß Ellen seinem Brief ein paar Zeilen beigefügt hatte.

Erst gegen Abend erschien der Architekt mit einem Blumenstrauß und noch einem Paket vor der Gartentür.

„Na, Sie sehen ja ganz feierlich aus, Herr Böhm. Kommen Sie gleich mal herein; die Scherben liegen noch da."

Der Architekt öffnete sein Paket und reichte dem alten Herrn eine prachtvoll gearbeitete Wedgewood-Schale. Ganz erstaunt hielt der Professor sie in der Hand.

„Hören Sie, das ist ja ein Wertstück. Dagegen war die zerbrochene Schale Kitsch. Das kann doch gar nicht von dem Besitzer nebenan sein."

„Nein, von dem ist sie nicht. Ich wollte mir gestatten, sie Ihnen zu dedizieren."

„Wieso?" Der Professor sah Ellen und seinen Gast fragend an.

„Ganz einfach, Papa. Der Strauß ist für mich, und die Schale für dich. Verstehst du noch nicht?" Und zur weiteren Aufklärung gab sie Richard Böhm einen feurigen Kuß.

Der alte Herr schlug sich an die Stirn. „So steht die Sache?" Da er aber wirklich keinen Grund hatte, unzufrieden zu sein, reichte er beiden die Hand. „Intriganten seid ihr ja . . . Na aber . . . Scherben bringen Glück."

Prinzeßchen.

Skizze von Margarete Hodt.

(Nachdruck verboten.)

„Was ist eigentlich aus dem Prinzeßchen geworden?"

Erich Tormann beugte sich ein wenig über die Marmorplatte des kleinen Tischchens und sah den ehemaligen Kameraden, den er zufällig getroffen hatte, und mit dem es sich in dem stillen Kleinstadtcafé so urgemütlich von alten Zeiten plaudern ließ, erwartungsvoll an.

„Das Prinzeßchen? Ach so, — ja, ich erinnere mich. Edda von Flotow, nicht wahr? Illegitime Tochter irgendeiner obskuren Königlichen Hoheit, so sagte man wenigstens damals. Nimbus des Geheimnisses um sie her, — sehr interessant, — war übrigens blendende Erscheinung —"

Tormann träumte dem Rauch seiner Zigarette nach.

„Ich sehe sie noch, wenn sie auf ihrem Gaul daherkam", schwärmte er. „Einfach famos! Und lachen konnte sie! Prächtig! Sie hatte so etwas, na, so etwas Kerniges, Tatkräftiges, Natürliches. So — echte Rasse, weißt du."

Der frühere Kamerad lächelte. „Na, mein Geschmack war sie nun nicht. Sie konnte verdammt ironisch sein, und sie war mir zu selbstsicher. Ja, was ist aus ihr geworden? Lange Geschichte! Sie lehnte eine Stelle als Hofdame ab, die ihr gnädig angeboten wurde, und den ihr zudiktierten Gatten verschmähte sie auch, — sieht ihr ähnlich. Dadurch geriet die prinzlich-väterliche Huld ins Wanken, und — die Vermögensverhältnisse waren trostlos — da hat denn das Prinzeßchen einen Beruf ergreifen müssen."

„Beruf?"

„Ja, es war schade um die damals so reizende Edda von Flotow. Sie hätte in seidene Kleider gehört, na, und in heiße Hände. Ja — aber sie hat doch in gewisser Weise Karriere gemacht, ist Direktorin einer feudalen Erziehungsanstalt geworden — in Potsdam."

Bis spät in die Nacht hinein hing Tormann seinen Gedanken nach. Prinzeßchens Bild stand vor seiner Seele. Leiterin einer Erziehungsanstalt? Was fiel denn dem groben Leben ein? Mit zärtlicher Rührung dachte er an ihr helles Lachen. Er hatte sie geliebt, damals, als er noch ein junger Leutnant war. Er wäre ihr gern näher getreten, aber die Vermögensverhältnisse hatten es nicht gelitten. Nun waren viele Jahre vergangen, Zeiten heißen, schweren Kampfes. Im bitteren Ringen war es ihm gelungen, sich eine gute Existenz zu schaffen, aber er war unverheiratet geblieben. Edda von Flotow! Wie alt mochte sie nun wohl sein? Ach, jung war sie nicht mehr. Eine reife Frau. Vielleicht hatte sie sich herrlich entfaltet. Potsdam war nicht weit. Wollte er nicht immer schon einen Ausflug nach Sanssouci machen?

Drei Tage später stand Erich Tormann vor einem schmucklosen, vornehm aussehenden weißen Haus, das ihm als Prinzeßchens Internat bezeichnet war, und zog die Glocke. Ein Dienstmädchen öffnete und führte ihn in ein kleines Empfangszimmer.

„Verflucht unpersönlich," dachte er und sah sich um. „Ein wenig Kloster, Grab, Erstarrung."

Ein schrilles Klingelzeichen scholl durch das Haus. Bald wurde es lebendig auf allen Treppen und Fluren. Kinderfüßchen trippelten, verstecktes Kichern wurde laut, Stimmchen zwitscherten.

„Aha, die große Pause," dachte er. Die Tür war nicht ganz geschlossen. Durch den Spalt sah er braune und blonde Köpfchen.

Eine helle, spitze Stimme schreckte ihn plötzlich aus seinem Sinnen auf. Die Worte spritzten wie Peitschenhiebe, und alles wurde still. Dann kam dieselbe Stimme zu ihm ins Zimmer. Er erhob sich, stand wie erstarrt. Das — das — das war Prinzeßchen?

Eine überschlanke Frauengestalt in hochgeschlossenem schwarzen Kleid trat ihm selbstbewußt gegenüber. Kühle graue Augen musterten ihn. Jede Bewegung war weltgewandt, aber scharf und herrisch.

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Prinzeßchen!" hatte er sagen wollen.

Sehr steif und förmlich preßte er nun heraus: „Mein gnädiges Fräulein!"

Und sie antwortete höflich reserviert: „Man nennt mich allgemein Frau Oberin."

„Sehr verehrte Frau Oberin," stotterte er. „Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin — ich komme — ich war zufällig in Potsdam und erfuhr, daß auch Sie hier weilen. Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr? Früher Leutnant Tormann in Kroppau."

Eine kleine Wärme trat in ihre Augen.

„Kroppau! Doch, ich entsinne mich."

Ein halbwüchsiges Mädchen trat ins Zimmer. Frau Oberins Augen nahmen sofort einen Feldherrnblick an.

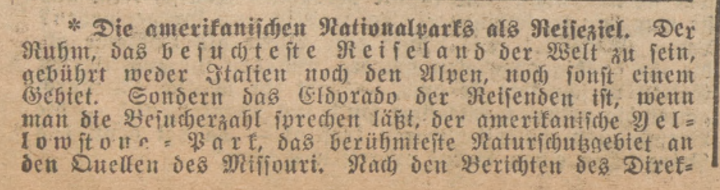
Kritisch beobachtete sie die Bewegungen und das Benehmen der Kleinen.

Tormann fror, fror. Das war Prinzeßchen von einst! Alles, was übrig geblieben war von dem lieben Bild, das in seiner Seele gelebt hatte, war die Reitpeitsche. Hielt sie sie nicht in der Hand?

Zehn Minuten quälte sich das Gespräch in Phrase und Gegenphrase hin. Dann erhob er sich.

Wie befreit atmete er auf, als er wieder draußen vor dem Hause stand. „Prinzeßchen", murmelte er, „wie jammervoll bist du unter die Räder gekommen. Du mit deinem ‚Auf eigenen Füßen stehen', du mit deiner ‚Karriere machen', mit deinem stolzen Sinn. Du bist zur kalten Maschine geworden im harten Daseinskampf, du bist kein Prinzeßchen mehr, der Zauber ist fort. Arme Edda! Und ich —?"

Sehr müde und langsam schlug er den Weg nach Sanssouci ein . . .



Bunte Chronik

* **Die amerikanischen Nationalparks als Reiseziel.** Der Ruhm, das besuchteste Reiseland der Welt zu sein, gebührt weder Italien noch den Alpen, noch sonst einem Gebiet. Sondern das Eldorado der Reisenden ist, wenn man die Besucherzahl sprechen läßt, der amerikanische Yellowstone-Park, das berühmteste Naturschutzgebiet an den Quellen des Missouri. Nach den Berichten des Direktors des National Park Service wurden die amerikanischen Nationalparks im Jahre 1924 insgesamt von 1¼ Million Reisenden besucht, von denen bei weitem die Mehrzahl auf den Yellowstone-Park entfallen. Die Eigenart des amerikanischen Reiselebens ist das Kampieren im Freien. An manchen Tagen sind 60 000 Erlaubnisscheine zum Kampieren in Kraft gewesen.

*

* **Der Einzug der „Todesschlangen".** Die Wärter des Neuyorker Zoo haben 5 Stunden lang, in lange Gummiröcke, Gummischuhe und Gummihandschuhe gekleidet, mit großen Schutzbrillen vor den Augen, die Sammlung gefährlichster Schlangen in die Käfige gebracht, die bisher je nach Amerika gekommen ist. Unter den Reptilien, die auf diese Weise in ihre neuen Wohnungen einzogen, befanden sich 18 „Todesschlangen" oder Mambas, die ersten Tiere dieser Art, welche die Vereinigten Staaten lebendig erreichten. Die Mambas sind die gefährlichsten Schlangen, die es gibt; jeder Biß ihrer Giftzähne wirkt tödlich, und sie greifen Menschen ohne jeden Anlaß an. Die Wärter, die durch ihre Kleidung geschützt waren, gingen den Schlangen mit großen Besen und Netzen zu Leibe und brachten sie eine nach der anderen in die Räume des Reptilienhauses. Dank der Vorsichtsmaßregeln wurde niemand verletzt, aber die „Todesschlangen" richteten ihre spitzen, gegabelten Giftzähne in die Gummirüstung. Seit 26 Jahren ist man bestrebt, Mambas nach dem Neuyorker Zoo zu bringen, aber bisher starben alle Tiere auf dem Wege oder ganz kurz nach der Ankunft. Unter den übrigen Schlangen, die ihren Einzug hielten, befanden sich riesige schwarze Kobras, Gabun-Vipern, Rhinozeros-Vipern und Riesenschlangen von besonderer Größe. Als die neuen Gäste alle glücklich in ihren Behausungen waren, atmeten die Wächter erleichtert auf.

Anekdoten.

Einen Brief, in dem eine Deutsche in Amerika mit Worten voll begeisterter Verehrung Bismarck um eine Haarlocke bat, soll dieser mit der kurzen Bemerkung zurückgesandt haben: „Platterdings unmöglich. O. B."

*

„Genug ist besser als zuviel", dieses Sprichwort hat der kluge Benjamin Franklin einem unzufriedenen Freunde also anschaulich gemacht. Er schenkte einem Kinde einen schönen Apfel. Darüber war der Kleine hoch beglückt und hielt ihn mit beiden Händen fest. Nun gab er ihm einen zweiten. Jetzt wurde er schon bedenklich und wußte nicht recht, wie die beiden halten. Darauf schenkte er ihm einen dritten und vierten. Die rollten davon, und das Kind fing an zu weinen.

*

Von Georg Friedrich Lichtenberg, dem Göttinger Professor, ist ein originelles Stammbuchblatt vorhanden, das er am 11. Juni 1789 einem alten Schulfreunde in Darmstadt widmete. Vermutlich litt derselbe an der Gicht, denn der launige Satiriker empfiehlt ihm nachfolgendes „unfehlbares Mittel" gegen diese Krankheit: „Verschaffe dir das Sacktuch eines fünfzigjährigen Mädchens, das nie den Wunsch gehabt hat, zu heiraten, wasche dasselbe dreimal in dem Wassergraben eines ehrlichen Müllers, trockne es auf der Gartenhecke eines kinderlosen Predigers, zeichne es mit der Tinte eines Advokaten, welcher noch nie eine zweifelhafte Sache vertreten, gib es dann einem Arzt, der noch keinen Patienten getötet, und laß dir von ihm damit die Gichtstelle sorgfältig verbinden."

*

Saphir geriet einst in Frankfurt a. M. wie aller Orten in die Klemme und bat einen Freund, der mit Rothschild bekannt war, den erst kürzlich zum Baron erhobenen Bankier für ihn um ein Darlehen anzugehen. Der Freund versprach dies und wurde von Rothschild gefragt: „Wieviel braucht er?" — „Fünfhundert Taler." — „Er soll zu mir kommen, und wenn er einen Witz macht, soll er sie haben." Der Freund eilte mit der Aufforderung zurück. Saphir sagte: „Wenn er weiter nichts will, als einen Witz" — und ging. Sobald er in Rothschilds Zimmer trat, kam ihm der alte Amschel, wie Heinrich Heine ihn nannte, freundlich entgegen: „Ach, ich weiß, Herr Saphir, Sie kommen um das Geld!" — „Nein, Herr Baron, Sie kommen um das Geld!" versetzte der Schalk ohne Besinnen. — „Sollen's haben!" rief der alte Herr und öffnete lachend sein Pult.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.